



Bei Uta Böhm hängt die Decke voller Geigen

Auf den Spuren Stradivaris



Wie Tortenstücke wird das Holz für die Geigen ausgesägt. Uta Böhm notiert sich das Modell und die nötigen Reparaturen.

Hellen hält ihre Minigeige fest in der Hand, zupft vorsichtig an den Saiten. Neugierig nimmt die Zweijährige den Bogen, legt ihre Geige sanft auf den Boden und streicht über die Saiten. Nach ein paar Tönen blickt sie auf und strahlt ihre Mutter an. Dass sich das Mädchen schon in ihrem Alter für so ein kompliziertes Instrument wie Geige interessiert, muss nicht verwundern. Hellen's Mutter Uta Böhm ist Geigenbaumeisterin. „Sie wollte unbedingt eine Geige haben, wie all die anderen Kinder, die hierher kommen“, erzählt Böhm. „Also habe ich ihr selbst eine gebaut.“

In dem kleinen Arbeitszimmer, das zu Böhm's Werkstatt in Bühl gehört, hängt die Decke voller Geigen. An manchen klemmen kleine Zettelchen, auf denen das Modell notiert ist, was repariert werden muss, wem die Geige gehört, oder ob es Sonderwünsche gibt. Selbst die Fensterbänke sind mit Geigen dekoriert, an der Wand hängen die Werkzeuge, mit denen Böhm tagtäglich arbeitet. Pinsel, Hobel und kleine Gläschen mit verschiedenen Flüssigkeiten stehen auf den Tischen. Es riecht nach einer Mischung aus Lösungsmitteln und Holz. In diesem Zimmer verbringt die junge Mutter oft Tage damit, Geigen, Bratschen und Celli zu reparieren oder selbst herzustellen. 200 Stunden benötigt sie für eine Geige, ein Cello kostet dreimal so viel Zeit. „Vieles läuft bei der Arbeit wie im Schlaf“, sagt Böhm. Trotzdem sei jede Geige ein Individuum, das mit Sorgfalt behandelt werde.

Speziell für Kinder kauft die Geigenbauerin jedoch auch Fabrikgeigen, die als Massenware hergestellt wurden, und richtet sie individuell für die kleinen Musiker her. Sie stellt die Saitenhöhe ein oder passt den Hals an. Erst unter ihren Händen werden die Geigen wirklich zum Instrument. „Sonst wären diese Geigen oft gar nicht spielbar“, erklärt die 38-Jährige. Und sie sind relativ günstig. Rund 300 Euro zahlen Eltern für eine solche Fabrikgeige. Eine Geige, die komplett von Uta Böhm selbst gesägt, gebaut und geleimt wurde, kostet dagegen rund 7.000 Euro.

Unterschrift im Boden

Gerade arbeitet Böhm an einer französischen Geige von 1887, die sie restauriert. Wer die Geige wann gebaut hat, lässt sich in diesem Fall leicht feststellen: Der Geigenbauer hat seine Unterschrift und die Jahreszahl im Boden der Geige hinterlassen. „Natürlich gibt es da auch oft Fälschungen“, erklärt die Badenerin. Nicht überall wo Stradivari draufsteht ist auch eine Stradivari drin. Mit der Zeit habe sie ein Auge für die Echtheit dieser Hinweise entwickelt.

Mit einem speziellen Hobel höhlt Böhm die Deckel aus, schabt vorsichtig kleine Unebenheiten weg und leimt einen Riss im Boden der Geige. Sie beugt sich tief über die Geige, presst konzentriert die



Uta Böhm restauriert eine französische Geige von 1887. Mit einem kleinen Pinsel trägt sie den Leim auf.

Lippen aufeinander und trägt den Leim mit einem kleinen Pinsel auf. „Hinterher sieht sie wieder aus wie neu“, strahlt Böhm. Selbst zerbrochene Böden ließen sich problemlos reparieren.

Ursprünglich wollte Uta Böhm Geige studieren oder „mit Holz arbeiten“. Im Beruf des Geigenbauers entdeckte sie die perfekte Kombination ihrer Wünsche. Gemeinsam mit ihrem Mann Uwe besuchte sie die Geigenbauschule in Mittenwald. Dort legten sie beide 1999 ihre Meisterprüfungen ab. Als Zupfinstrumentenbauer unterstützt er sie heute in der Werkstatt.

Das Holz für die Geigen stammt größtenteils aus Bosnien-Herzegowina und den Alpenländern. Böhm bezieht es von einem speziellen Händler und lagert es hinter ihrem Haus unter dem Dach eines Schuppens. Oft kann sie sich einen ganzen Stamm aussuchen – Fichte für die Decke, Ahorn für den Boden. Zehn Jahre Lagerung sind für Geigenholz das Minimum. Wäre es zu jung, würde es reißen, weil sich noch Wasser in den Zellen befindet. Die Teile, aus denen Decke und Boden bestehen, werden wie längliche Tortenstücke aus dem Stamm heraus getrennt. Werden zwei solche Tortenstücke für den Boden aneinander geleimt, ist selbst für den Laien die charakteristische leichte Wölbung schon erkennbar. Nun legt Böhm eine Schablone an, zeichnet den Umriss auf und sägt die Geigenform aus.

Mit Hilfe von kleinen Messinghobeln wölbt sie den Boden bis er eine bestimmte Stärke erreicht hat. Die Dicke sowohl des Bodens als auch der Decke hat Einfluss auf den späteren Klang der Geige. Nicht umsonst wurden Stradivari-Geigen schon vermessen, analysiert und sogar mittels Computertomographie inspiziert – immer auf der Suche nach dem Geheimnis ihres perfekten Klangs.

Geheimes Lackrezept

Auch der Bassbalken ist ein solcher Geheimnisträger. Eigentlich ist er nur eine schmale Leiste, die längs zu den Saiten steht. Klein, aber eben bedeutend für den Klang. „Manche Musiker lassen sich alle paar Jahre den Bassbalken erneuern, damit die Geige wieder schön klingt“, sagt Böhm.

Anschließend formt Böhm Hals und Schneck. Die Schneck wird mit Hilfe unterschiedlich großer Geigenbauereisen geschnitzt. Das erfordert besonders viel Geduld, weshalb die Schneck immer auch ein Stück Persönlichkeit des Geigenbauers darstellt. Hier finden sich oft kunstvolle Schnitzereien, Figuren und Ornamente. Geigenbau ist eben nicht nur Technik und Handwerk, sondern auch Kunst.

Ganz zum Schluss wird die Geige mit einem speziellen Lack bepinselt, der nach einem individuellen Rezept von jedem Geigenbauer selbst gemischt wird. Der Lack schützt das Instrument, kann aber auch

Nach dieser Schablone sägt Uta Böhm die Geigenform aus. Die Verzierungen der Schneck (unten) schnitzt sie mit einem Geigenbauereisen.

den Klang beeinflussen. So schreiben einige Experten die hervorragende Qualität der Stradivari-Geige ihrem Lack zu.

Bevor eine Geige überhaupt spielbar ist, muss sie an den Spieler angepasst werden. „Das ganze Instrument soll zum Musiker passen“, sagt Böhm. Der Hals der Geige kann beispielsweise unterschiedlich dick sein, muss aber bequem zu umfassen sein.

Böhm kennt die Bedürfnisse der Musiker. Sie spielt selbst Geige, Bratsche und Cello, einmal in der Woche musiziert sie in einem Orchester. In ihrem Wohnzimmer steht außerdem ein Klavier, ihr Mann Uwe spielt Konzertgitarre. Für die meisten Geigenbauer ist Stradivari noch immer das große Vorbild, so auch für Uta Böhm. Die Violinen des italienischen Geigenbaumeisters gelten als die besten der Welt. Die Geigenbauerin hat selbst bereits mehrere Male auf einer echten Stradivari gespielt – ein Traum für jeden Fan. Selbst der berühmte Virtuose Yehudi Menuhin schrieb in seiner Autobiographie: „Zu einer ‚Strad‘ muss man sich emporarbeiten, ehe sie ihre kunstvolle Seele sprechen lässt. Sie ist der Meister, den nichts zufrieden stellt als fehlerloses Können; Denn jeder Makel lässt sie hörbar reagieren.“

Es gibt nur noch einige wenige Stradivaris auf der Welt, die meisten davon in Museen oder Tresoren – als Geldanlage. Denn eine echte Stradivari kann mehrere Millionen Euro Wert sein. „Für normale Musiker ist eine solche Geige nicht geeignet“, erklärt Böhm. Wer sich als Geigenspieler für ein besonders rares und wertvolles Instrument interessiere, greife zunehmend auf italienische Streichinstrumente aus den Jahren um 1900 zurück.

Die Konkurrenz im Geigenbau ist vor allem in den Städten groß. In kleineren Orten wie Bühl gibt es meist nur einen Geigenbauer. „Frauen sind in unserem Beruf auf dem Vormarsch“, sagt Böhm. In ihrem Jahrgang an der Schule in Mittenwald seien mehr als die Hälfte Frauen gewesen. Insgesamt habe die Qualität des Instrumentenbaus deutlich zugenommen. Die Ausbildung sei besser, der Austausch untereinander unkompliziert, die eigene Experimentierfreudigkeit nehme zu. „Handwerklich gute Arbeit und moderne Messmethoden, etwa für den Klang laufen Hand in Hand“, sagt Böhm. So oft sie kann liest sie in Fachzeitschriften oder belegt Fortbildungskurse in Restaurationswerkstätten. Eines aber ist bei aller Modernität und Technik seit Stradivari gleich geblieben: Die Tradition des Handwerks und die Werkzeuge. Vielleicht wird Uta Böhm diese ja eines Tages an ihre Tochter Hellen weiter geben.

Bernadette Winter



Fotos: Marcus Geimblick